

Rede gehalten am 17. Juli 2014 im Konrad-Adenauer-Haus anlässlich
des 60. Geburtstags von Frau Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel

Jürgen Osterhammel

Vergangenheiten. Über die Zeithorizonte der Geschichte

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin Dr. Merkel,

sehr geehrter Herr Dr. Tauber,

verehrte Festversammlung!

Bei einem Anlass der Gratulation, des Dankes an die Jubilarin und der Bewährung einer ganzen Wissenschaftsrichtung, die zu diesem Fest beitragen darf, mit einer Umständlichkeit zu beginnen, klingt nach Furcht vor dem Wesentlichen. Warum über Zeit sprechen, wenn dies doch die Gelegenheit wäre, die Geschichte bei den Hörnern zu packen? Warum nicht direkt sagen, was man aus ihr lernen kann? Wie die Vergangenheit die Gegenwart erklärt? Wie sich Trends in die Zukunft verlängern werden?

Weil es so einfach nicht ist. Historiker (und ich bitte Sie, fortan die Historikerinnen stets mitzudenken) sehen sich heute ungern als *Geschichtsschreiber*. (Der letzte von ihnen, der einen Nobelpreis für Literatur bekam, war 1953 der etwas besondere Historiker Sir Winston Churchill, dem man schlecht den Friedensnobelpreis verleihen konnte.) Sie sprechen von *Geschichtswissenschaft*, und für eine Wissenschaft gilt, dass es geboten ist, nicht einfach nur angestrengt hinzuschauen oder die Untersuchungsobjekte auf sich wirken zu lassen, sondern sich eine Versuchsanordnung zurecht zu legen. Der Umweg über die Zeit ist eine solche Versuchsanordnung. Sie wird umso nötiger, je größer das Thema dimensioniert ist.

Die üblichen Themen von Historikern sind klein – wie die jeder anderen Wissenschaft. Man will über begrenzte Fragen tragfähige Auskünfte geben, die über ein bloßes Meinen hinausführen. Ab und zu ist es nötig, solche Ergebnisse zu größeren Darstellungen zusammen zu fügen, die man gern „Synthesen“ nennt, obwohl sie eher „Komposit-Analysen“ heißen müssten. Das sind dann die relativ wenigen Bücher, die auch Nicht-Fachleute erreichen.

Noch seltener raffen sich Historiker auf, die großen Tendenzen und die treibenden Kräfte der Geschichte aufspüren zu wollen. Derlei ist unweigerlich publizitätswirksam, aber auch riskant. Von den angeblichen Gesetzmäßigkeiten der Geschichte, die im Laufe der letzten zweihundert Jahre angeboten wurden, sind nur die trivialsten unbezweifelbar richtig: dass die Weltbevölkerung unaufhaltsam wächst, die Lebenserwartung langfristig steigt, die Verflechtung zwischen entfernten Teilen des Planeten kontinuierlich zunimmt, gesamtgesellschaftlicher Wohlstand am verlässlichsten durch Industrialisierung zu erreichen ist, jedes Imperium irgendwann einmal untergeht, und so fort.

Dennoch wird das sinnbegierige Publikum unablässig mit Enthüllungsbüchern über die Weltgeschichte traktiert. Der amerikanische Altertumswissenschaftler Ian Morris hat jüngst sogar einen vollkommen schein-exakten globalen „Human Development Index“ für die letzten fünftausend Jahre aufgestellt.¹ Morris will herausgefunden haben, dass „der Westen“ (was immer das damals gewesen sein mochte) bis 550 n.Chr. die Welt beherrschte, dies seit genau 1773 - und bis zum heutigen Tage andauernd - erneut tue und dass ihn China ablösen werde: allerdings erst im Jahre 2103. Niemand wird den Bestsellerautor aus Stanford dann für seine spaßige Prognose schelten.

Zahlreiche Trenddiagnosen, die übrigens von den Sozialwissenschaften viel unbekümmerter offeriert werden als von der Historie, sind nicht eingetroffen. Weder hat die Weltrevolution gesiegt noch die repräsentative Demokratie sich weltweit durchgesetzt. Der Nationalstaat ist eben so wenig verschwunden wie die Religion; die sogenannte Globalisierung hat die weltweite Reichtumsschere nicht geschlossen. Hungersnöte und Pandemien bleiben möglich.

Auch nach der Schreckenserfahrung des Zweiten Weltkriegs werden weiterhin Kriege und Bürgerkriege geführt. Die Menschheit vereinigt sich kurzfristig zur Globalmasse medial mobilisierter Sportenthusiasten, kann sich aber nicht auf

verbindliche Normen einer Weltgesellschaft verpflichten, geschweige denn, sie verwirklichen. Zum Beispiel gibt es weiterhin Frauendiskriminierung gewaltigsten Ausmaßes und Arbeitsverhältnisse, die einem nicht zu pedantischen Begriff von Sklaverei spielend genügen.

Aber nicht nur solche Fortschrittserwartungen sind bisher von der Wirklichkeit widerlegt worden, nicht weniger auch die schwärzesten Apokalypse-Szenarien von Weltkriegsprophetien bis zum „Waldsterben“ und der nicht explodierten „Bevölkerungsbombe“, einem Angstthema der frühen siebziger Jahre.

Auch hat kaum jemand unter Historikern und in den Thinktanks der internationalen Sozialwissenschaften die großen Umbrüche der letzten Jahrzehnte rechtzeitig und richtig vorausgesagt: die Iranische Revolution und die Politisierung des Islam, den Zusammenbruch von Ostblock und Sowjetunion, das Wiederaufleben eines völkisch beflügelten Nationalismus auf dem Balkan und anderswo, den Schwenk der größten Kommunistischen Partei der Erde zum Gulaschkapitalismus, die globale Finanzkrise von und seit 2008.

Selbst Nate Silver, das allseits bestaunte Wahlorakel, wäre bei solch hyperkomplexen Prozessen kaum erfolgreicher gewesen.² Zukunftsunsicherheit liegt in der Sache begründet, nicht in persönlichem oder disziplinärem Versagen.

Die Geistes- und Sozialwissenschaften können Möglichkeitsspielräume beschreiben. Einzelne ihrer Vertreter – nicht allzu viele - sind mit einem besonderen Spürsinn für Potenzialität begabt. Aber auch sie können die Komplexität der Verhältnisse nicht überlisten. Warum sollten politische und gesellschaftliche Veränderungen verlässlicher zu prognostizieren sein als Fußballtore und Tiefdruckgebiete?

II.

In dieser Lage ist der Historiker gut beraten, mit seinem Publikum ehrlich umzugehen und den eigenen Drang zur Trendschau zu zügeln. Hier nun kommt die Versuchsanordnung ins Spiel: Wenn es so schwierig ist, „der“ Geschichte direkt und gewissermaßen mit bloßem Auge ihre Geheimnisse abzuschauen, dann hilft es vielleicht weiter zu fragen, auf welchem Umweg man sich ihr nähern könnte. Eine mögliche Antwort lautet: indirekt über die Suchoptik „Zeit“.

Dies setzt eine rasche Klärung dessen voraus, was Historiker eigentlich tun und was sie wissen können. Das historische Bewusstsein, so hat der Konstanzer Mediävist Arno Borst gesagt, ist eines, „das die Verschiedenheit der Zeiten anerkennt“.³ Dem stimmt man gerne zu und hält doch zugleich auch den zweiten Satz für wahr, dass dasselbe historische Bewusstsein die Gegenwart in ihrem prozesshaften Gewordensein begreift. Historiker schwelgen nicht unentwegt in der abgeschotteten Sonderwelt einer fremden und distanzierten Vergangenheit, die aus Myriaden von Ereignis- und Erfahrungsatomen besteht, dazu aus materiellen Objekten, an denen wir uns in Museen erfreuen. Sie sind nur mit einer Seite ihres Wesens Antiquare.

Mindestens ebenso treffend beschreibt man sie als Spezialisten für Veränderungen in der Zeit: Veränderungen der unterschiedlichsten Arten, von denen viele an die Gegenwart heran- und in sie hineinreichen. Nimmt man den Standpunkt des frühen 21. Jahrhunderts ein, dann kann man fragen: Wie viel Vergangenheit ist nötig, um die Gegenwart zu verstehen? Welche Zeit-Räume müssen wir dabei überblicken? Das sollen die Leitfragen dieses Vortrags sein. Ich nähere mich ihnen langsam und abermals über einen Umweg

Unter „Zeit“ soll im Folgenden nicht die genealogische Tiefe der deutschen Nationalgeschichte verstanden werden. Zwar ist es weiterhin die legitime Aufgabe der meisten Historiker überall auf der Welt, sich mit der Vergangenheit ihres eigenen Landes zu beschäftigen.

Aber wenn der Handlungsrahmen fast aller Politik heute ein internationaler oder gar ein globaler ist, verliert das ausschließliche Interesse an der eigenen Geschichte etwas von seiner früheren Selbstverständlichkeit. Selbstverständlich sollte vielmehr sein, dass wir uns so breit wie möglich orientieren, dass wir es dem wissenschaftlichen Nachwuchs erleichtern, dies zu tun, und dass wir – also konkret: die Politik – auch in den schulischen Bildungspläne mehr historische Weltneugier zulassen. Es gibt auch keinen Grund, sich auf das zu konzentrieren, was die ältere Weltgeschichtsschreibung die fünf oder sechs „großen Zivilisationen“ zu nennen liebte. Wo sind die fernkompetenten Fachleute, die uns profund – also auch historisch – zum Beispiel Thailand, Afghanistan, Zentralafrika oder auch nur die gar nicht so ferne Ukraine zu erklären vermögen?

Auch ein nationales Erkenntnisinteresse muss sich heute für das öffnen, was aus der Welt auf uns eindringt. Dazu muss man die Welt möglichst gut kennen. Die

Antworten auf national gestellte Fragen werden zunehmend globale Antworten sein. Und die pauschale Beschwörung einer mysteriösen Schicksalsmacht namens „Globalisierung“ reicht dafür nicht aus.

III.

Warum im Titel des Vortrags ein ungebräuchlicher Plural: Vergangenheiten?

Die Vergangenheit stellt sich paradox dar: Auf der einen Seite fließt die Geschichte der Völker und Nationen immer kräftiger zusammen. Gemeinsame Überlebensinteressen der Menschheit – vor allem Weltfrieden und Weltklima – ebnen Unterschiede ein. Die Hauptlinie zumindest der letzten beiden Jahrhunderte scheint eine Homogenisierung der Welt als Folge mehrerer Globalisierungsschübe zu sein.

Andererseits splittert sich eine solche gemeinsame Vergangenheit in der Wahrnehmung der Menschen immer weiter auf. Die Gewissheit ins Wanken geraten, es gebe einen einzigen Hauptstrom der Geschichte, dem sich schließlich alle eingliedern würden: eine Geschichte der Modernisierung, der Zivilisierung, der wohlmeinenden Hegemonie des Westens. Dies hat sich als Illusion erwiesen. Aus einer Universalgeschichte ist – mit einer Wortschöpfung des Philosophen Odo Marquard - eine Multiversalgeschichte geworden. Statt von einer einzigen Moderne sprechen Soziologen heute von „multiple modernities“, von der Mehrzahl gleichwertiger historischer Pfade: eine allerdings noch verbesserungsbedürftige Theorie.⁴ Es werden auch schon Weltgeschichten aus islamischer oder buddhistischer Sicht entworfen. Wer weiterhin eurozentrisch denken will, ist begründungspflichtig.

Hinzu kommt, dass Geschichte gerade in einer konvergierenden Welt zu einer Identitätsressource ersten Ranges geworden ist. Nicht nur Nationen, auch Religionsgemeinschaften, nicht-staatliche Ethnien oder Opfergruppen aller Art beharren auf ihren je eigenen Vergangenheitserzählungen. Keineswegs alle diese Vergangenheiten sind gleichermaßen glaubhaft. Es ist eine wichtige Aufgabe der Historie, sie auf der Grundlage von Quellen kritisch zu prüfen.

Vergangenheiten unterscheiden sich nicht nur dadurch, welchen Gruppen sie zur Selbstvergewisserung dienen. Es gibt ein weltweit abrufbares Grundrepertoire von Vergangenheitsmustern. Dafür zwei Beispiele.

Erstens macht es einen großen Unterschied aus, ob eine bestimmte Vergangenheit aus Gründungsakten hergeleitet wird oder nicht. Deshalb ist das deutsche Geschichtsverständnis ganz anders als das der USA beschaffen. Aus dem Geschichtsbewusstsein der deutschen Bevölkerung sind die ehemals gefeierten Neuanfänge weitgehend verschwunden. Niemand hält sich mehr für einen Nachfahren der Germanen, Asterix ist Franzose und Karl der Große heute keine deutsche, sondern eine europäische Ahnenfigur. Keiner spricht mehr mit Ehrfurcht und Tremolo von Bismarck, dem „Reichsgründer“.

Ganz anders in den USA, wo eine doppelte Nationsgründung bis heute eine unangefochtene Macht über das historische Denken ausübt: die erste durch die Rebellen und Verfassungsväter des späten 18. Jahrhunderts, die zweite nach dem Bürgerkrieg. Einen ähnlichen kollektiv-emotionalen Rang haben in Deutschland selbst die Zäsuren von 1949 und 1990 nicht erlangt, und nichts seit 1945 gleicht dem amerikanischen Kult um die *Founding Fathers*.

Eine zweite Variable unter den Vergangenheiten ergibt sich daraus, wie die nahezu unvermeidliche imperiale Phase in maßgebende Geschichtserzählungen einbezogen wird. Die meisten Gesellschaften der Welt waren irgendwann einmal imperiale Zentren oder Kolonien innerhalb eines Imperiums; manchmal waren sie beides.

Heute ist beinahe jede Vergangenheit post-imperial, jedoch auf ganz unterschiedliche Weise. In jenen Ländern, die in dem großen, weltweiten Schub der Dekolonisation – grob gesagt, während des dritten Quartals des 20. Jahrhunderts – von Kolonien zu formal souveränen Staaten wurden, überschattet die Kolonialzeit vielfach die Konstruktion der gesamten eigenen Geschichte und prägt ihr eine Dreiteilung auf. Die vormals imperialen Zentren gehen auf charakteristische Weise unterschiedlich mit ihrer post-imperialen Situation um. Russland wählt heute einen reichsnostalgischen Sonderweg mit unverblümter Revisionsbereitschaft. Im sonst friedfertigen Japan pilgern nach wie vor hohe Repräsentanten des Staates zu den Gedenkstätten imperialer Kriegsverbrecher.

In Deutschland, das im Zweiten Weltkrieg das brutalste Imperium der Weltgeschichte errichtet hatte, beschränkt sich die imperiale Erinnerung hingegen auf ein paar übrig gebliebene Lüderitzwege und Windhukstraßen aus dem Kaiserreich. Bereits in den 20er Jahren hatte der Kemalismus, also die besondere Form des türkischen Nationalstaatsdenkens, einen Schlußstrich unter die – immerhin glorreiche -

osmanische Vergangenheit gezogen; erst neuerdings vernimmt man gelegentlich neo-osmanische Töne.

Besonders verblüffend ist, wie gründlich sich die großen westeuropäischen Imperialmächte Großbritannien und Frankreich von ihrer Reichsvergangenheit verabschiedet haben. Selbst am rechten Rand des Spektrums trauert dort niemand den Kolonien nach, und seit dem Falkland-Krieg von 1982 waren überseeische Interventionen der beiden Mächte kaum je von neo-imperialem Herrschaftswillen gespeist.

IV.

Mit welchen Eigenschaften und Kriterien lässt sich historische Zeit beschreiben? Sie ist selten einförmig und metronomisch. Vor dem Hintergrund der unaufhaltsam tickenden physikalischen Uhr und des gleichmäßig ordnenden Kalenders verläuft sie entlang unterschiedlicher Skalen.

Die Zeit-Räume, die wir zu überblicken versuchen, dehnen sich aus. Seit einigen Jahren ist in den USA „Big History“ in Mode, die weit hinter die etwa viertausend Jahre schriftlich dokumentierter Geschichte zurückgeht und zuweilen die Entwicklung der unbelebten Natur einbeziehen möchte.⁵ Die Zeitbegriffe der Disziplinen nähern sich an. Paläoontologie, Evolutionsbiologie und Astrophysik werden zunehmend und mit Recht als historische Wissenschaften gesehen, denn auch sie beschäftigen sich mit Veränderung in der Zeit.

Die Umwelt- und Klimageschichte muss vielfach in sehr langen Zeiträumen denken – und merkt deshalb besonders auf, wenn träge Prozesse plötzlich umkippen. Die Zeitspannen der politischen und militärischen Geschichte tendieren hingegen zur Kürze. Gesellschaftlicher und kultureller Wandel vollzieht sich in mittleren Dimensionen; eher in Jahren und Jahrzehnten als in Wochen und Monaten.

Reinhart Koselleck, den Sie, Frau Dr. Merkel, 2010 bei der Eröffnung des Berliner Historikertages zitiert haben und dem die Theorie der historischen Zeit ihre Grundlagen verdankt, sprach mit einem geologischen Bild von unterschiedlichen „Zeitschichten“.⁶

Zwischen diesen Schichten ergeben sich in der Praxis Spannungen, die nicht leicht zu lösen sind, auch nicht immer durch die sympathische – und heute auf alles

Mögliche angewendete – Zauberformel der „Nachhaltigkeit“, das Leitmotiv eines aufgeklärten Konservativismus. Auch bestens vorbereitete Politik bleibt in ihrem Handlungsvollzug kurzfristig, und doch muss sie zuweilen – etwa in der Frage der Atommüllsicherung – Entscheidungen von atemberaubend langfristiger Konsequenz treffen. Für Politik nicht erst in der Gegenwart müsste es ein Wunschtraum sein, wenn alle Veränderungen, die sie auslöst und in die sie eingreift, experimentell und somit korrigierbar wären.

Aber nicht alles ist so aufhaltsam und reversibel wie ein Steuergesetz oder eine Bildungsreform. Um ein extremes Beispiel zu wählen: Die heißen Kriege des 20. Jahrhunderts sind in der Regel bis zu Sieg und Erschöpfung ausgekämpft und selten durch einen Kompromissfrieden beigelegt worden. Die schauerliche Attraktion des Ersten Weltkriegs liegt nicht nur im anfänglichen Versagen *vabanque* spielender Eliten, sondern auch darin, dass ihm nach den grausigen Massenschlachten der ersten Monate niemand Einhalt gebot. Es ging im Advent 1914 kein Ruck des Entsetzens und der Besinnung durch Europa. Die Maschinerie lief weiter.

Jede Zeiterfahrung zwischen den Extremen von Plötzlichkeit und endlosem Warten ist durch Dramatisierung strukturiert; jede Biographie kennt neben der beruhigenden Rhythmik runder Geburtstage die Zäsuren unerwarteter Triumphe und Tragödien. Historiker nennen das „Periodisierung“ und können endlos darüber debattieren.

Es gibt vollkommen konsistente und respektable Weltbilder, die von solchen Erwägungen entlastet sind, weil alles klar zu sein scheint. Etwa die Befolgung eines religiösen Kalenders; oder die Rhythmisierung der deutschen Zeitgeschichte nach den Gipfeldaten 1954 – 1974 – 1990 – 2014. Wenn die Deutschen Historiker sind, dann sind sie Fußballhistoriker.

Geschichtsschreiber sind dankbar für markante Ereignisse, die ihnen ihre Zäsurdaten frei Haus liefern: Revolutionen, Kriege, Herrscherabschiede (wie das Ende des Zeitalters des Kaisers Augustus, vor genau 2000 Jahren). Allerdings: manch ungeheuerliche Begebenheit eignet sich aus zeitlichem Abstand weniger gut für eine weltgeschichtliche Periodisierung, als man zunächst dachte. Dazu gehört der 11. September 2001, den man vielleicht einmal für weniger epochemachend halten wird als die Jahre 1989/1990 und 2008 und möglicherweise auch als 1979, das Jahr der Iranischen Revolution, zugleich auch das erste Jahr, in dem die post-maoistische Wende in China, das Pontifikat Johannes Pauls II. und die neoliberale

Umorientierung unter Margaret Thatcher (ab 1981 auch in den USA unter Ronald Reagan) zur Wirkung gelangten.

Die Mühlen der Sozial- und der Kulturgeschichte mahlen freilich langsamer. Auch technische Erfindungen brauchen oft lange, um das Alltagsleben vieler Menschen zu erreichen. Das Internet hatte eine öffentlich wenig beachtete Inkubationszeit, die in die frühen siebziger Jahre zurückreicht. Erst um die Mitte der neunziger Jahre wurde es diesseits des *digital gap* zu einer revolutionären Daseinsmacht.

V.

Die wichtigste Dimension von Zeit ist Tempo, also das Ausmaß von Veränderung, das in einer gegebenen Zeitspanne möglich ist. Eine Grunderfahrung des letzten Vierteljahrtausends ist Beschleunigung, die man bei Kommunikationsmitteln, sozio-kulturellem Wandel und subjektiver Erfahrung feststellen kann. Schon zu der Zeit, als die letzten Postkutschen perfektioniert wurden und Napoleon seine Armeen auf Blitzkriegen durch Europa jagte, beschlich viele Zeitgenossen das Gefühl, es überstürze sich alles.

Beschleunigung lässt sich allerdings nur in einem technischen Sinne exakt messen. Dann ergibt sich, dass die telegraphische Verkabelung des Globus im dritten Quartal des 19. Jahrhunderts und der Aufbau des Internet mehr als ein Jahrhundert später die beiden wichtigsten Beschleunigungsschübe der Kommunikationstechnik gewesen sind, jedenfalls seit der mongolischen Reiterpost des 13. Jahrhunderts.

Schon beim Transport physischer Objekte, Passagiere eingeschlossen, fällt der Befund weniger dramatisch aus. Schiffe, Eisenbahnen, Autos und sogar Flugzeuge haben ihre Geschwindigkeit während der großen IT-Globalisierung der letzten 30 Jahre mit ihrer Vervielfachung des weltweiten Interdependenztempos nicht spektakulär steigern können. Das Fliegen ist nach dem Ende der Concorde 2003 sogar langsamer geworden. Es beschleunigt sich also keineswegs immer alles.

Dass sozialer Wandel langfristig an Tempo gewonnen hätte, lässt sich nicht leicht nachweisen. Es ist auch fraglich, ob das industrielle Arbeitsleben im Zeitalter von Taylorismus und frühem Fließband – verspottet in Charlie Chaplins *Modern Times* vom 1936 – geruhsamer war als heute. Politik ist hektischer, aber nicht unbedingt im Grundtempo langfristig schneller geworden; sie hat ihre stabile Taktung durch

Wahlperioden. Die größten Umbrüche geschahen auch in früheren Jahrhunderten oft innerhalb verdichteter Umbruchphasen. Umstürze konnten in der Antike ebenso schnell verlaufen wie heute. Dreißig- oder gar Hundertjährige Kriege waren Ausnahmen. Der Alexanderzug, alles zu Fuß und zu Pferde, dauerte dreizehn Jahre. Die Reformation machte in Windeseile in ganz Europa kulturell wie politisch Furore. Fünfhundert Spanier unter Cortés bezwangen das Aztekenreich innerhalb von vierundzwanzig Monaten. Napoleon stellte zwischen 1805 und 1809 ganz Mitteleuropa auf den Kopf.

Also Vorsicht mit „Beschleunigung“: ein kulturkritisches Klischee, wenn man übertreibt!

VI.

Um nun die eingangs gestellte Leitfrage aufzugreifen und für den Rest des Vortrags bei ihr zu bleiben: Wie viel Vergangenheit ist nötig, um die Gegenwart zu verstehen?

Hier hilft die Vorstellung von „Zeithorizonten“. Ein Horizont ist die ferne und bewegliche Grenze des Sichtbaren. Ich benutze den Begriff hier in einem etwas voluntaristischen Sinne. Nicht: Wie weit können wir sehen? (Die Anhänger von Big History würden selbstbewusst sagen: bis zum Big Bang vor 13,8 Milliarden Jahren, dessen Spuren man neuerdings angeblich sogar hören kann.)

Vielmehr: Wie weit wollen und müssen wir schauen, wenn wir vom Blickpunkt der Gegenwart ausgehen? Anders gesagt: Wo beginnt man, chronologische Geschichten zu erzählen? Denn mit einem dunklen „Es war einmal ...“, mit einem schwebenden Nebel des Ungefähr, unter Wagnerianern: mit dem elementaren Es-Dur des *Rheingold*-Vorspiels, kann man sich nicht zufrieden geben.

Diese Frage lässt sich natürlich nicht allgemein beantworten. Stets zum Urknall oder zum Homo Sapiens zurück zu gehen, ist etwas unpraktisch. Andererseits werden Nutznießer eines guten deutschen Geschichtsunterrichts selten die Vergangenheit nur deshalb ausblenden wollen, weil wir angeblich jüngst in ein präzedenzloses *global age* eingetreten sind.

Die Lösungen liegen in der Mitte und fügen sich keiner einfachen Formel. Ich diskutiere sie in zwei Schritten: zunächst die Perspektive der Wissenschaft, danach die des allgemeinen, auch politisch gesteuerten Geschichtsbewusstseins.

Wer ein wenig in die vielen guten Bücher über den Ersten Weltkrieg hineingeschaut hat, die während der letzten Monate auf den Markt kamen,⁷ wird festgestellt haben, dass ein zentrales Problem die Tiefenstaffelung der Ursachensequenz ist: Ab wann wurde ein großer Krieg zwischen allen europäischen Großmächten möglich, ab wann wurde er wahrscheinlich, ab wann war er kaum noch zu vermeiden, ab wann unausweichlich?

Eine ähnliche Frage kann an viele andere historische Phänomene gerichtet werden: In welcher zeitlichen Tiefe schalteten sich Voraussetzungen und Ursachen hintereinander? Drei Beispiele seien kurz skizziert – Beispiele, die Sie alle kennen.

VII.

Schon von den Zeitgenossen wurde die Französische Revolution, die 1789 begann, aus der Tiefe der französischen Gesellschaftsgeschichte erklärt: Die jahrhundertelange Unterdrückung des Volkes durch Adel, Kirche und Monarchie habe sich zwangsläufig in einem reinigenden Gewitter und dem Sturz des Feudalsystems entladen müssen.

Diese Grundthese von der hausgemachten Unvermeidlichkeit der Revolution blieb bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg unangefochten. Sie leitete die Revolution aus den Strukturen des bourbonischen Ancien Régime her. Dann traten kulturgeschichtliche Interpretationen in den Vordergrund, die ebenfalls langfristig angelegt waren, jedoch den Akzent von Klassenkämpfen auf Öffentlichkeit verschoben: Der Sturz der Monarchie sei durch radikale Intellektuelle der Aufklärung herbeigeredet worden.

Jüngste Deutungen justieren die Parameter „Zeit“ und „Raum“ neu und kommen zu überraschenden Ergebnissen.⁸ Der Parameter „Zeit“ wird verkürzt und zugleich der Parameter „Raum“ horizontal erweitert, indem man über Frankreichs Grenzen hinausblickt und die Französische Revolution, in einen atlantischen Zusammenhang mit asiatischer Erweiterung einordnet.

Mindestens genauso ungerechte Feudalordnungen gab es nämlich in anderen Ländern Europas, ohne dass sich dort eine Revolution zusammengebraut hätte. Noch um 1780 war in England viel mehr politische und soziale Unruhe zu

beobachten als diesseits des Ärmelkanals: *Dort* hätte man den Umsturz erwartet, zumal die Engländer eine gewisse Erfahrung mit dem Köpfen von Königen besaßen.

Was also lief innerhalb weniger Jahre für das Haus Bourbon schief? Das Ancien Régime brach zusammen, weil es plötzlich Schwäche zeigte und Kräfte (abgekürzt gesagt: den „Dritten Stand“) am politischen Prozess beteiligen musste, die bis dahin davon ausgeschlossen waren: also ein klassischer Fall von Destabilisierung durch krisenbedingte Partizipationserweiterung.

Warum war das Ancien Régime schwach? In erster Linie wegen unflexibler Finanzinstitutionen (anders als in Großbritannien fehlten z.B. eine Zentralbank und eine konsolidierte Staatsschuld), die es von Privatfinanziers abhängig machten und Spekulation jeglicher Art erlaubten.

Warum trat dieser Schwachpunkt akut zutage? Weil die Regierung Ludwigs XVI von 1778 bis 1783 unter hohen Kosten die dreizehn aufständischen Kolonien in Nordamerika gegen den britischen König unterstützt hatte und in den Jahren danach kräftig in den Aufbau eines Handelsimperiums in Indien investierte, damit die Briten direkt herausfordernd.

Warum diese teure Außenpolitik? Als Gegenschlag gegen Großbritannien im Zuge einer auf drei Kontinenten ausgetragenen Rivalität der beiden Großmächte.

Wie verhielten sich international operierende Finanziers? Einige von ihnen gingen auf die spekulativen Angebote ein, welche die Krone machte, um kurzfristig ihren Mittelbedarf zu decken. Als die Spekulationsblase platzte, seriöse Finanzhäuser das Vertrauen in den französischen Staat verloren und die Minister des Königs öffentlich als Zocker angegriffen wurden, blieb dem Hof nur die fatale Kehrtwendung, die Bürger Frankreichs um Hilfe zu bitten.

So sieht extrem vereinfacht ein Kausalstrang aus, der anders konstruiert ist als frühere Erklärungen der Französischen Revolution: kurzfristig und global anstatt langfristig und national.

VIII.

Das zweite Beispiel ist die sogenannte Industrielle Revolution des 18. Jahrhunderts, der die westliche Welt letzten Endes ihren Wohlstand verdankt. Erst durch sie wurde ein langfristig tragfähiges Wirtschaftswachstum ausgelöst, der ewige Zyklus von

Bevölkerungsvermehrung und Mortalitätskrisen durchbrochen und die Kohle als Energiequelle erschlossen.

Hier ist neuerdings, anders als bei der Französischen Revolution, der Zeithorizont der Deutung nicht verkürzt, sondern deutlich verlängert worden: Einige Autoren der letzten Jahre sind sogar bis zu 10.000 Jahre zurückgegangen, um die heutige Verteilung von Reichtum auf der Welt aus dem gelungenen oder verpassten Übergang zu sesshaftem Ackerbau und der Domestizierung von Tieren zu erklären.⁹

Die Schulbuchweisheit nahm eine technologische Urzeugung an, die sich nach etwa 1760 in England vollzog und jene Maschinerie, allen voran die Dampfmaschine, hervorbrachte, die erstmals die Massenfabrikation billiger Baumwollstoffe in neuartigen Fabriken erlaubte. Etwas nuanciertere Interpretationen wiesen ergänzend auf ältere Standortvorteile Großbritanniens hin, etwa einen integrierten nationalen Markt und eine Kultur der anwendungsbezogenen Neugier.

Die Deutungsvorschläge unserer Tage sind langfristig und global angelegt.¹⁰ Sie betonen, dass jahrhundertlang Indien und China die wichtigsten Produzenten und Exporteure hochwertiger Baumwollstoffe waren. Ihnen gegenüber war Europa technologisch unterlegen, eine Peripherie des Welttextilgewerbes. Die technologische Kreativität der Europäer sollte daher nicht als unabhängige Variable und schaumgeborenes Ingenium gesehen werden, sondern als reaktives Bestreben von Spätentwicklern, ihren Rückstand durch Importsubstitution zu überwinden.

England befand sich im Verhältnis zu seiner späteren Kolonie Indien anfangs in einer Position des Nachholens und Überholens. Am Ende produzierte es nicht nur billiger, sondern auch besser. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde die ökonomische Hierarchie auf den Kopf gestellt: Importe aus Großbritannien zerstörten das traditionsreiche indische Textilgewerbe.

Dabei kam den Briten ergänzend zugute, dass sie, anders als Indien und China, landwirtschaftlich nutzbare Kolonien in Übersee besaßen. Dorthin wanderten Engländer, Schotten und Waliser aus, erzeugten – teilweise mit Sklaven, die aus Afrika verschleppt worden waren – produktiv und günstig Rohstoffe (eben Baumwolle) und Nahrungsmittel (etwa Zucker) für das neue Treibhaus der Industrialisierung.¹¹ Ein weiterer globaler Faktor trat hinzu: Die neuen Textilmaschinen benötigten eine besonders langfaserige Baumwolle. Diese wiederum fand man

bei *Native Americans* in Nordamerika, die sie in einem langen Prozess gezüchtet und kultiviert hatten.

Die Industrielle Revolution muss also in viel längere Zeitverläufe und weitere Räume eingebettet werden als bisher üblich. Die wirtschaftliche Moderne entstand nicht am angeblichen Nullpunkt einer in Armut und Tradition befangenen Vormoderne, sondern vor dem Hintergrund eines noch im 18. Jahrhundert vielfältig dynamischen Asien. Europa war dem Rest der Welt nicht *a priori* überlegen.

IX.

Ein drittes Beispiel: der Aufstieg Chinas zur Quasi-Supermacht und zum größten Produzenten von nahezu Allem, eine offenbar von außen kaum beeinflussbare eigengesetzliche Entwicklung, die auch nervenstarke Charaktere mit faszinierter Sorge beobachten.

Hier sei abermals die Tiefenstaffelung der Zeithorizonte betont. Diese Horizonte sind – in bewusst unordentlicher Chronologie: 1997, 1978, 800, 1870 und 1930.

Wenn man von heute aus nur bis 1997, das Todesjahr Deng Xiaopings, zurückblickt, als die chinesische Reformpolitik bereits im Gange war und die ökonomischen Indikatoren nun noch steiler als zuvor nach oben schossen, gibt es gar nicht so viel Anlass zu prinzipieller Verwunderung. Es stellt sich in erster Linie die gleichsam staatstechnische Frage: Wie hat eine Kommunistische Partei dergleichen – gegen alle Wahrscheinlichkeit – operativ zu Wege gebracht: nach dem Zusammenbruch des Sowjetblocks, der bis zur mongolisch-chinesischen Grenze reichte, und nach der großen Krise der unterdrückten Pekinger Volksproteste von 1989?

Verschiebt man den Zeithorizont zurück bis 1978, das Wendejahr zur Reform (damals sahen westliche Besucher ein bettelarmes China: ohne Privatautos, ohne Hochhäuser, die Menschen im blau-weißen Einheits-Look, auf den Marktauslagen eine paar dürre Hühner), dann ist der Wandel innerhalb von dreieinhalb Jahrzehnten sensationell. Sensationell nicht nur wegen des rasanten Anstiegs aller objektiven Indikatoren (bis hin zur Umweltschädigung), sondern auch deshalb, weil China neben Nordkorea noch in den frühen siebziger Jahren das totalitärste Land der neueren Geschichte war, weil es die Würde des Privaten am radikalsten zerstörte.

Diese Würde genießen Hunderte von Millionen – arme Dorfbewohner, Wanderarbeiter – noch immer nicht, aber wiederum andere Hunderte von Millionen in den unpolitischen städtischen Mittelschichten werden nicht mehr täglich von Parteikadern schikaniert oder für Massenkampagnen mobilisiert; sie gehen in einem autoritären System relativ unbehelligt ihren bürgerlichen Verrichtungen nach. Ermöglicht wurde dies durch die erfolgreiche ideologische und strategische Selbstkorrektur einer gewitzten Oligarchie.

Ein solch kurzer Rückblick reicht indes noch nicht aus, um die Gegenwart zu erklären. Man muss einen mittleren und einen sehr weiten Zeithorizont hinzufügen. Der sehr weite Horizont führt in die Zeit eines anderen Jubilars des Jahres 2014 zurück, nämlich Karls des Großen: Seither – und bis ins 18. Jahrhundert hinein – gehörten die fruchtbarsten Regionen Chinas zu den ökonomisch leistungsfähigsten Siedlungskernen der Welt. Nicht nur die Eliten genossen dort einen für vormoderne Verhältnisse hohen Lebensstandard.

Die chinesische Geschichte ist über Epochen hinweg eine Geschichte wirtschaftlichen Erfolgs, ideologischer Führerschaft und imperialer Machtentfaltung gewesen. China sieht deshalb in dem, was vielen im Westen als Kraftprotzerei eines ungehobelten Parvenu erscheint, nichts als eine Rückkehr zu seiner historisch normalen Erstrangigkeit. Jede nicht-kommunistische Regierung würde diese Sicht teilen.

Am wichtigsten dürfte der *mittlere* Zeithorizont sein. Er reicht etwa anderthalb Jahrhunderte zurück, in die heute in China wenig beliebte Zeit der sogenannten imperialistischen Unterdrückung. Man kann sie aber ebenso gut als eine Phase der ersten Modernisierung bezeichnen.

Damals, um 1870, experimentierte der kaiserliche Staat mit Methoden, wie ein entstehendes privates Unternehmertum zum Nutzen des Gesamtsystems gleichzeitig gefördert und eingebunden werden könne. Damit war man zwar im 19. Jahrhundert noch nicht sehr erfolgreich (jedenfalls im Vergleich zur gleichzeitigen nationalen Reform in Japan), aber eine dauerhaft brauchbare Formel war gefunden: *guāndū-shāngbàn*, umschreibend übersetzt: Die Staatsbeamten bestimmen den Rahmen und behalten die Kontrolle in der Hand, die Geschäftsleute kümmern sich um das Management.

Niemand bezieht diese Formel heute auf die gegenwärtige Lage, doch sie trifft diese Lage ziemlich genau. Es gibt eine langfristige Pfadabhängigkeit des eingebetteten Kapitalismus in China, die zwar nicht in graue Vorzeit, aber doch weit hinter die Epoche der kommunistischen Parteiherrschaft zurückführt.

Stellen wir die Suchoptik schließlich auf etwa 1930 ein! Nach dem Ersten Weltkrieg begann eine kurze Periode der zweiten Modernisierung, in der sich übrigens auch die Kommunistische Partei formierte. In dieser Phase der frühen Republik war der Staat besonders schwach, und ein privates Unternehmertum konnte sich erstmals relativ ungehindert entfalten. Man hat zu Recht vom „Goldenen Zeitalter des chinesischen Kapitalismus“ gesprochen, das später jahrzehntelang nur im britischen Hong Kong und unter Auslandschinesen überlebte.¹²

Viele moderne Institutionen – Banken, Börsen, Warenhäuser, aber auch Gewerkschaften – entstanden in diesen Jahren. Zugleich wurden unter jungen Intellektuellen westliche Ideen von Individualrechten, Demokratie und Zivilgesellschaft begeistert aufgenommen. Sie sind seither der politischen Kultur Chinas nicht fremd, auch wenn sie sich nur - allerdings dort auch erst seit 1992 – in Taiwan frei zu entfalten vermochten.

Chinas heutiger Aufstieg – dies wäre mein Fazit – ist keineswegs langfristig „vorprogrammiert“, jedoch vielstufig voraussetzungsreich. Jeder besondere Zeitfokus fügt ein eigenes Erklärungsmoment hinzu.

X.

Soweit drei Einblicke in das Atelier des Historikers. Die Politik, so vermutet der Laie, hat es meist mit zwei anderen Arten von Vergangenheitsbeschreibung zu tun, die in produktiver Spannung zur Wissenschaft stehen.

Zum einen hat sie den Gedenkkalender abzufeiern: 100 Jahre Erster Weltkrieg, 75 Jahre Zweiter Weltkrieg, 400 Jahre New York, 500 Jahre Machiavellis *Der Fürst*; von den Kaisern Augustus und Karl war schon die Rede. Für die Historiker ist es ein Segen, dass dieser Gedenkkalender so hingebungsvoll gepflegt wird. Er verschafft ihnen Aufmerksamkeit und das eine oder andere Honorar.

Eines sei jedoch ketzerisch angemerkt: Das Memorial-Register diktiert in einer ebenso mechanischen wie unausweichlichen Weise das, was wir historisch ernst zu

nehmen bereit sind. Noch besser wäre es, das historische Gedächtnis sähe sich imstande, auch abseits der numerischen Feiertermine urteilsschärfende Analogien aufzurufen.

Dies tat etwa der namhafte englische Historiker Geoffrey Barraclough, als er – ohne jeden Jubiläumsanlass – 1982 bestürzend plausible Parallelen zwischen der damaligen Lage und dem Sommer 1914 zog: zu einem Zeitpunkt, als das Verhältnis zwischen den atomaren Supermächten so instabil und störungsanfällig war wie zuletzt in der Kubakrise vom Oktober 1962.¹³ Diese Parallelen waren überzeugender als die heutige abergläubische Furcht vor einem sich pünktlich nach hundert Jahren ganz ähnlich wiederholenden Krisenchaos.

Historische Analogieschlüsse können hilfreich sein, müssen es aber nicht. Kurz nach der letzten Jahrhundertwende wurde es modisch, im angeblich weltbeherrschenden „Unilateralismus“ der USA eine Spiegelung des Imperium Romanum auf dem Höhepunkt seiner Machtentfaltung im frühen 2. Jahrhundert zu sehen: eine nicht immer erkenntnisfördernde historische Reminiszenz. Neuerdings hat der verbliebene Unilateralismus Formen angenommen, die weniger an den meisterlichen Weltenlenker Trajan denken lassen als an den Kaiser (Caesar) Gallus aus dem 4. Jahrhundert, von dessen Schwäche für Lauschangriffe der spätrömische Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus berichtet.¹⁴

Wichtiger wurde das nicht-kalendarische Erinnern in der Finanzmarktkrise von 2008: Die Große Depression, die 1929 begonnen hatte, war nicht nur in der Erinnerung von Fachhistorikern sofort, beunruhigend und hilfreich aktivierbar. Ihr Charakter als eine wahrhaft globale Katastrophenverkettung, deren Reichweite die des Ersten Weltkriegs noch überstieg, war nach acht Jahrzehnten unvergessen. Unterschiede – am Schwarzen Freitag 1929 ging die Krise vom Aktienmarkt aus! – fielen demgegenüber nicht ins Gewicht. Die Erinnerung an 1929 und die Folgen verstärkte die Einsicht in den Ernst der Lage.

XI.

Zweitens – und dies ist mein letzter Punkt – stellt sich der unerfahrene Laie in seiner Studierstube vor, dass Außenpolitiker immer wieder mit den quasi-offiziellen Geschichtserzählungen ihrer Gesprächspartner konfrontiert werden.

Solche Geschichtserzählungen werden gewiss respektiert. Wenn eine Staatspersönlichkeit die Geschichte ihres eigenen Landes erklärt, wäre es unklug, ihr besserwisserisch zu widersprechen. Sie werden aber vermutlich primär als politische Fakten und erst in zweiter Linie als Aussagen über historische Tatsächlichkeit verstanden. Als politische Fakten verlangen sie oft eine rasche Bewertung. Bei historisch umstrittenen Gebietsansprüchen – dabei scheinen vor allem Inseln und Halbinseln die Gemüter zu erhitzen – dürfte dies besonders heikel sein. Wieder einmal sind unsere Politiker und Diplomaten nicht zu beneiden

Wir müssen mithin unterscheiden: hier die von Historikern zu analytischen Zwecken gewählten und feinjustierten Zeithorizonte, dort die von ganz anderen Faktoren bestimmten Zeitdimensionen offizieller oder kollektiv geglaubter Geschichtsbilder. Diese Geschichtsbilder sind nicht ausnahmslos reine Phantasie, schattieren sich aber oft ins Mythische ab, ins empiriefeln für wahr Gehaltene. Je tiefer der Zeithorizont, desto größer die Mythosanfälligkeit.

Das Geschichtsbild der Deutschen ist heute in einer fast beispiellosen Weise aufgeklärt und postmythologisch: eine der großen kulturellen Errungenschaften der Bundesrepublik. Das ist nicht überall so. Beim Blick in die Welt hinaus muss man mit einer ganzen Reihe anderer, mehr oder weniger fiktionaler Erzählungen rechnen, die – als „nützliche Vergangenheiten“ – auch in ganz unterschiedlichem Maße instrumentalisiert werden. Vier Typen sind besonders weit verbreitet:

Erstens Kontinuitätserzählungen mit sehr weiten Zeithorizonten: man habe bestimmte Dinge über Jahrhunderte oder gar Jahrtausende in bewährter Weise praktiziert, verfüge über einen unvergleichlichen und daher kaum anfechtbaren Erfahrungsschatz und besitze auf dieses und jenes älteste Rechte. Paradoxerweise berufen sich oft solche Länder besonders vehement auf Kontinuität und Tradition, die selbst tiefgreifende revolutionäre Umbrüche erlebten.

Zweitens begegnet man Opfererzählungen. Sie verdienen stets den größten Respekt und Offenheit für Sühnebereitschaft und Entschädigungsbegehren – seit dem Zweiten Weltkrieg ein enormer Fortschritt auf weltgesellschaftlicher Ebene. Indes sind auch sie nicht jeglicher Skepsis entrückt. So kann der seit Jahrzehnten überwundene Kolonialismus immer noch für viele Probleme im heutigen Afrika verantwortlich gemacht werden, für manch andere hingegen nicht.

Drittens sind auch Heroenmythen keineswegs wegmodernisiert worden. Die meisten von ihnen sind harmlos, auch wenn Stalin-Büsten und Mao-Schreine bei vielen von uns ein gewisses Unbehagen auslösen. Doch man wird die Mongolen nicht taktlos und pedantisch an die unerfreulicheren Charaktereigenschaften Dschingis Khans erinnern und die Usbeken nicht auf die Schädeltürme ihres verehrten Emirs Timur ansprechen wollen.

Viertens: Der zeitliche Eigenhorizont von Einwanderergesellschaften ist notgedrungen kurz. Mangels schriftlicher Quellen ist die Geschichte von Aborigines, Maori oder *Native Americans* nicht so dicht dokumentierbar wie die der europäischen Eroberer und Siedler, die gewaltsam in ihre Lebenssphären eindringen. Die australische Geschichte bis zur Landung der ersten Sträflingsflotte 1788 ist deshalb Vor-Geschichte.

Da nun aber ein erheblicher Teil der Gesellschaften auf der Erde Einwanderergesellschaften sind, also Produkte massenhafter Mobilität (darunter auch des Sklavenhandels), trifft man häufig auf viel kürzere – sagen wir: antiken- und mittelalterlose – Zeithorizonte als etwa in Europa, dem Mittleren Osten oder Ostasien. Die dazu passenden Erzählungen sind deshalb von ganz anderen Motiven bestimmt: von Migration, Kolonisierung, ethnischen Konflikten, Diaspora-Situationen, Minderheitenproblemen, Multireligiosität, kultureller und biologischer Mischung, Akkulturation und supra-ethnischer Staatsbildung. Gerade die Vielfalt der in solchen Gesellschaften zusammenfließenden Erfahrungen baut allzu simplen Einheitsmythen und Schmelztiegelphantasien vor.

Es fällt Europäern traditionell schwer, Immigrantengesellschaften mit ihren vielfältigen Vergangenheiten zu verstehen, auch wenn viele der *Einwanderer* ursprünglich europäische *Auswanderer* waren und Europa heute weniger denn je eine abgeschirmte Festung sein kann.

Die kontinuierlichen, einsträngigen und sozusagen monokulturellen Nationalgeschichten, die uns als normal erscheinen, sind dies keineswegs. Sie werden durch ein europäisches, erst recht ein globales Geschichtsverständnis zunehmend porös gemacht.

Meine Damen und Herren, die Zeit der kontemplativen Historiker ist nicht die Zeit derjenigen, die unsere Welt heute gestalten. Die einen handeln, die anderen warten auf die Freigabe der Akten. Zwischen ihnen gibt es eine Schnittmenge des Interesses: die Gegenwart, in der wir leben.

Wir Historiker fragen nach der „Verkettung von Umständen“, wie Max Weber es nannte, die diese Gegenwart zu dem gemacht hat, was sie ist.¹⁵ Die meisten von Ihnen hier im Saal sind selbst aktive Umstandsverketter, aber erfahren auch die Kettenschwere von Umständen, die dem Handeln widerstreben. Historiker sind auf solche Widersprüchlichkeit eingestellt. Sie sind von ihrem Berufshabitus her optimistische Fatalisten, in zugespitzter Form: Ironiker. Ohne sich als Staatsbürger entschiedene moralische und politische Urteile zu versagen, spenden sie ungern den Trost einfacher Klischees und welterklärender Botschaften. In dieser Schwebelage möchte ich schließen.

Ich danke für Ihre Nachsicht und Geduld und für die großartige Gelegenheit, hier und in dieser Stunde einige Überlegungen vortragen zu dürfen.

Und da ich noch für wenige Sekunden das Wort monopolisiere, nutze ich die Chance, mich an die Spitze eines langen Defilees von Gratulantinnen und Gratulanten zu drängen und Ihnen, hochverehrte Frau Dr. Merkel, herzlich alles Gute für das kommende Lebensjahrzehnt zu wünschen.

ANMERKUNGEN

-
- ¹ Ian Morris, *Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden*. A. d. Engl. v. Klaus Binder, Waltraud Götting u. Andreas Simon dos Santos, Frankfurt a.M./ New York 2011.
- ² Nate Silver, *The Signal and the Noise: Why So Many Predictions Fail - but Some Don't*, New York 2012.
- ³ Arno Borst, zit. nach Aleida Assmann, *Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne*, München 2013, S. 191.
- ⁴ Shmuel N. Eisenstadt, Multiple Modernities, in: *Daedalus* 129 (2000), S. 1-29; ders., *Die Vielfalt der Moderne*, übers. v. Brigitte Schluchter, Weilerswist 2000.
- ⁵ David Christian, *Maps of Time: An Introduction to Big History*, Berkeley / Los Angeles / London 2004.
- ⁶ Reinhart Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a.M. 2000.
- ⁷ An erster Stelle: Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, München 2014.
- ⁸ Das Folgende nach Hunt Lynn, The French Revolution in Global Context, in: David Armitage / Sanjay Subrahmanyam (Hrsg.), *The Age of Revolutions in Global Context, c. 1760-1840*, Basingstoke 2010, S. 20-36; Lynn Hunt, The Global Financial Origins of 1789, in: Suzanne Desan / Lynn Hunt / William Max Nelson (Hrsg.), *The French Revolution in Global Perspective*, Ithaca NY / London 2013, S. 32-43.
- ⁹ Jared Diamond, *Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften*, übers. v. Volker Englich, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1999.
- ¹⁰ Vor allem jetzt: Giorgio Riello / Prasannan Parthasarathi (Hrsg.), *The Spinning World: A Global History of Cotton Textiles, 1200-1850*, Oxford / New York 2009; Giorgio Riello / Tirthankar Roy (Hrsg.), *How India Clothed the World: The World of South Asian Textiles 1500-1850*, Leiden / Boston 2009; Giorgio Riello, *Cotton: The Fabric that Made the Modern World*, Cambridge 2013.
- ¹¹ Vgl. Kenneth Pomeranz, *The Great Divergence: China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*, Princeton, NJ 2000.
- ¹² Das Standardwerk ist Marie-Claire Bergère, *Capitalisme et capitalistes en Chine: XIX^e-XX^e siècle*, Paris 2007.
- ¹³ Geoffrey Barraclough, *From Agadir to Armageddon: Anatomy of a Crisis*, London 1982.
- ¹⁴ „It sometimes happened that what the father of a family had whispered to his wife in the furthest corner of his house, with no confidential servant present, became known on the following day to the prince as if it had been revealed by Amphiaraus or Marcius, the famous seers of old. In consequence, men began to fear even the walls which were the only witnesses of their secrets.“ Ammianus Marcellinus, *The Later*

Roman Empire (A.D. 354-378). Selected and translated by Walter Hamilton, London 1986, S. 42 (Buch 14). Das Werk entstand nach 384 (genauere Datierung unsicher).

¹⁵ Max Weber, Vorbemerkung zu den Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie (1920), in: ders., *Schriften 1894-1922*, ausgewählt und hrsg. von Dirk Kaesler, Stuttgart 2002, S. 557.